



Wir kommentieren

P. Teilhard de Chardins «Hymne de l'Univers»: Eine neue Phase der Teilhardkritik eingeleitet? – Gebetserfahrungen, der tragende Grund einer Weltanschauung – Teilhard als geistlicher Schriftsteller – Die Wahrheitsfrage in dieser Sicht – Drei Grundtexte: Teilhards Herz-Jesu-Vision – Die Hymne an die Materie – Die Messe über der Welt.

Chruschtschews Entwurf für das neue Parteiprogramm: 1. Der geschichtliche Teil: Stalinische Schwarz-Weiß-Malerei – Schauererzählungen über die kapitalistischen Länder – die Lösung der nationalen Frage – die demokratischen Rechte – die Polemik gegen Chinas «Dogmatik» – 2. Der Kommunismus die lichte Zukunft der Menschheit: Chruschtschews verwegenes Spiel der Versprechungen – seine Mißerfolge und deren Gefahren – 3. Rückschlüsse auf die außenpolitische Entwicklung.

Politik

Weshalb bleibt die Schweiz neutral? Von der Notwendigkeit und Schwierigkeit der Überprüfung vergangener Erfahrungen – 1. Beweise zur Aufgabe der Neutralität: a) sie kann sich allein nicht mehr wirksam verteidigen – die absolute Unabhängigkeit ist zu Ende – von der Geschichte überholt – b) aus Gründen der Solidarität ist es nicht anständig, neutral zu bleiben – sind die Schweizer Egoisten? – die Vorteile der Neutralität nicht unersetzbar – c) die Sinnlosigkeit der Neutralität zwischen den beiden Großen – 2. Und warum bleibt die Schweiz trotzdem neutral? – Weil die Schweiz ein apolitisches, ja antipolitisches Volk ist.

Blick in die Welt

USA und Lateinamerika: Lateinamerika für die USA der «arme Verwandte» – Und warum? – Vergeßlichkeiten auf beiden Seiten – Ausbeuter hier, passive Zuschauer dort – Dollarhilfe trifft auf korrupte, halbfeudale Strukturen –

Warum die USA in Lateinamerika unbeliebt sind – Haben die USA aufs falsche Pferd gesetzt?

Philosophie

Zur Problematik des Philosophieunterrichts an höheren Schulen: Ein Diskussionsbeitrag anhand des Buches «Aufgabe und Gestaltung des Philosophie-Unterrichts», herausgegeben von Dr. H. Stoffer (Frankfurt a. M.) – Die Zielsetzung des Buches: Philosophie an paritätischen Schulen – 1. Verhältnis zwischen Philosophie und Weltanschauung: sie sind nicht dasselbe – aber sie beeinflussen einander – darum nicht trennbar – Was versteht man unter Philosophie? – Stoffers Definition – Suchen und Erkenntnis der Wahrheit – Man muß sich auch vom Vergangenen befruchten lassen – Auch das Gespräch der Gegenwart ist nicht ohne Gemeinschaft mit der Vergangenheit – Bei der Philosophie handelt es sich immer um eine Wahl (Plato).

KOMMENTARE

Lobpreis des Weltalls

Die Deutung der Schriften *Pierre Teilhard de Chardins* nahm kürzlich eine entscheidende Wendung. Es wurde uns die lang erwartete Möglichkeit gegeben, seinen geistigen Standort anhand von Texten seiner Spiritualität neu zu bestimmen. Zur wachsenden Reihe der Teilhardpublikationen gesellte sich der Band «*Hymne de l'Univers*» (Editions de Seuil, Paris, 1961). Er vereinigt einige (keinesfalls alle) Entwürfe Teilhards, die seit Jahrzehnten in Form von Privatabschriften von Hand zu Hand gereicht wurden und so die Spiritualität einer ganzen Generation entscheidend mitgeprägt haben. Sie sind jetzt öffentliches Gut geworden.

Endlich kann eine neue Methode der «Teilhardkritik» erarbeitet werden. Jene Deuter der Gedankenwelt Teilhards, die das Glück hatten, in den unveröffentlichten Nachlaß Einsicht nehmen zu können, wußten seit langem: das ganze Denken Teilhards erwuchs aus ganz bestimmten, an die Mystik grenzenden Gebetserfahrungen. Diese bildeten den tragenden Grund der Teilhardschen Weltanschauung. Eine Welt wurde in ihnen erfaßt, die ständig in Gottes eigene Dimensionen hineinwächst, ja verborgen und geheimnisvoll bereits die Dimension des Göttlichen ist. Solche Erfahrungen üben eine mächtige, allgegenwärtige Wirkung im geistigen Schaffen eines Denkers

aus. Deshalb sind die philosophischen, wissenschaftlichen und theologischen Aussagen Teilhards grundsätzlich von diesen spirituellen Grunderfahrungen her zu deuten. Das Teilhardsche Weltbild darstellen zu wollen und dabei diese Gebetserfahrungen auszuklammern, heißt nicht bloß, unvollständig sein, sondern den ganzen Sinn dieses Weltbildes verfälschen. Was tatsächlich in vielen Deutungen auch geschah.

Die geistlichen Erfahrungen Teilhards wirkten als Selektionsprinzip für seine denkerische Tätigkeit. Sie ließen ihn bestimmte Seiten der Gesamtwirklichkeit lebendiger erfahren und führten ihn dazu, andere fast unberührt beiseite zu lassen. Deshalb gehören die Schriften Teilhards – so will es uns scheinen – ihrer tragenden Grundintuition nach zur «geistlichen Literatur». Teilhard war, selbst in seinen wissenschaftlichen Werken, ein geistlicher Schriftsteller. Er muß von Freund und Feind als solcher angesehen und gedeutet werden. Diese Tatsache fordert aber eine ganz besondere Methode der Interpretation der Teilhardschen Schriften. Die doktrinalen Aussagen müssen auf dem Hintergrund der spirituellen Erfahrungen betrachtet werden. Erst eine solche Betrachtung vermag, durch den unvollkommenen gedanklichen Ausdruck, ja selbst durch die Einseitigkeiten und Übersteigerungen hindurch, das zu erfassen, was die geistliche Intuition Teilhards ursprünglich angezielt hat.

Diese Methode der Deutung ist zwar mühsam und fordert eine große Einfühlungsgabe, sie ist aber die einzig adäquate und deshalb auch die einzig zulässige. Die Frage nach wahr und falsch fällt damit freilich nicht weg. Auch wäre es schade, wenn die dargelegte Auffassung vom geistlichen Charakter der Teilhardschen Schriften dazu verleiten würde, in der Gedankenwelt Teilhards lediglich ein persönliches Bekenntnis zu erblicken, das mehr oder weniger unverbindlich ist. Unsere Auffassung über die Deutung Teilhards von seinen Gebets-erfahrungen her besagt nur dies: Erstens, die geistlichen Erfahrungen machten Teilhard bestimmten Seiten der Gesamtwirklichkeit gegenüber außerordentlich empfindlich und ermöglichten ihm ein einzigartiges Eindringen in die Komplexität einer werdenden Welt; zweitens, sie vermittelten Teilhard eine Einheitsschau, welche ihn später in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen ständig geleitet hat; drittens, ihr Impuls trug den Geist Teilhards über gewisse Grundgegebenheiten der Wirklichkeit hinweg, so daß diese von der Teilhardschen Synthese unberücksichtigt blieben (ohne freilich geleugnet zu werden). Diese Methode der Deutung trägt der feinen Wechselwirkung zwischen Spiritualität und Denkarbeit Rechnung und vermag deshalb einerseits den meisten Kritiken an Teilhard den Boden zu entziehen, andererseits das wirklich Tragende der Teilhardschen Weltanschauung unbehindert ins Auge zu fassen. Vor der Veröffentlichung dieser Texte konnte man jene Autoren noch entschuldigen, die in ihrer Deutung einen andern Weg eingeschlagen haben. Nun ist aber ihre Einstellung wirklich unhaltbar geworden.

► Wir möchten aus diesem Band drei Grundtexte wiedergeben, die den oben angedeuteten Einfluß der Gebetserfahrungen auf das Denken Teilhards zu verdeutlichen vermögen. Beim ersten Text handelt es sich um die sogenannte «Feuer-Erfahrung», die Teilhard in einer fiktiven Form, als Erzählung eines «Freundes», wiedergibt. Dieser Schlüsseltext zum Denken Teilhards zeigt deutlich die Frühspuren dessen, was später mit großer Eindringlichkeit von Teilhard aufgezeigt wurde: das ganze kosmische Geschehen ist eingesenkt in die Wirklichkeit Christi.

«Mein Blick blieb unwillkürlich an einem Bild haften, das Christus mit seinem der Menschheit dargebotenen Herz darstellte. Es hing an der Wand einer Kirche, in die ich mich zum Gebete zurückzog ... Während ich meinen Blick über das Bild wandern ließ, schien es mir plötzlich, als ob die Umrisse des Bildes sich auflösen würden, und zwar auf eine ganz eigenartige Weise, die sich nur schwer in Worte fassen läßt. Als ich versuchte, den Umriss der Person Christi zu schauen, die Falten seines Gewandes, die Strahlen seiner Haare, die Frische seines Gesichtes ... da geschah plötzlich eine Umwandlung: all das fing an, sich aufzulösen, ineinanderzugehen, ohne aber wirklich zu verschwinden. Die Grenzen, die Christus von der Umwelt trennten, verwandelten sich in eine vibrierende Schicht, in der alle Unterschiede ineinandergingen. Es schien mir, daß die Umwandlung zuerst nur eine bestimmte Stelle des Bildrandes ergriff und daß sie sich von dort aus weiterbewegte, um dann den ganzen Umriss zu beherrschen ... Von diesem Augenblick an entwickelte sich die Metamorphose mit großer Geschwindigkeit und betraf alle Dinge der Welt. Zuerst bemerkte ich, daß die vibrierende Atmosphäre, die Aureole um Christus herum, nicht mehr begrenzt war, sondern ins Grenzenlose ausstrahlte ... bis zu den äußersten Sphären der Materie ... Das ganze Weltall vibrierte. Und doch, als ich versuchte, die Gegenstände einzeln zu erkennen, fand ich sie immer noch genau so klar umrissen, genau so individuell wie zuvor. Diese ganze Bewegung schien aus Christus, aus dem Herzen Christi vor allem hervorzugehen. Als ich dann versuchte, den Strom bis zur Quelle zurückzuerfolgen, seinen Rhythmus zu erfassen und darum mich wiederum dem Bild zu wandte, erreichte die Vision ihren Höhepunkt ... In einem unsagbaren Schillern strahlten auf dem unbewegten Gesicht Christi alle Farben und Lichter der Schönheit. Die unzähligen Abwandlungen der Hoheit wandelten sich gegenseitig ineinander und lösten sich in einer Harmonie auf, die mich vollkommen sättigte. Hinter dieser sich wandelnden Oberfläche strömte, gleichsam sie tragend und sie auf eine höhere Stufe der Einheit hebend, die unmittelbare Schönheit Christi. Diese Schönheit habe ich aber mehr erahnt als wahrgenommen. Jedesmal wenn ich die Schicht der vordergründigen Schönheiten zu durchdringen suchte, kamen andere Einzelschönheiten zum Vorschein, die ihrerseits wiederum die einzig-

wahre Schönheit verschleierten, indem sie sie doch irgendwie erahnen und verlangen ließen» (S. 42-45).

► Die Wirklichkeit Christi strahlt aus bis zu den äußersten Sphären der Materie. Das ist das Mysterium der Stofflichkeit. Deshalb leuchtet auch das Materielle im unsagbaren Glanz des Göttlichen. Der ganze evolutive Kosmos ist eine Transparenz, eine Diaphanie Christi. Wir können Christus überall begegnen, weil in unserem ganzen Universum eine wesenhafte Christusdimension, ein «élément christique» anzutreffen ist. Das Heilige ist ein Zustand des materiellen Kosmos. Diese Einsichten werden in der Gedankenwelt Teilhards einen zentralen Platz einnehmen. In der «Hymne an die Materie» erahnte er dichterrisch und zugleich in höchster religiöser Ergriffenheit dieses Zentrale seiner Weltanschauung.

«Gesegnet seist du, rauhe Materie, brache Scholle, harter Fels. Du gibst nur der Gewalt nach und zwingst uns zu arbeiten, wenn wir essen wollen.

Gesegnet seist du, gefährliche Materie, unbändiges Meer, unbezähmbare Leidenschaft. Du verschlingst uns, wenn wir dich anketten.

Gesegnet seist du, mächtige Materie, unaufhaltsame Entwicklung, immerdar werdende Wirklichkeit. Du sprengst unsere Rahmen jeden Augenblick, zwingst uns, daß wir immer ferner hinaus die Wahrheit suchen müssen.

Gesegnet seist du, allumfassende Materie, Dauer ohne Schranken, Äther ohne Küsten, dreifacher Abgrund von Gestirnen, Atomen und Geschlechtern. Du überbordest und tilgst unsere engen Maße und offenbarst uns die Ausmaße Gottes.

Gesegnet seist du, undurchdringliche Materie. Du bist überall ausgespannt zwischen unseren Seelen und der Welt der Wesenheiten, läßt uns danach schmachten, die nahtlose Hülle der Erscheinungen zu durchbrechen.

Gesegnet seist du, sterbliche Materie. Du entweist dich in uns eines Tages und geleitest uns mit Gewalt in das Herz dessen, was ist.

Ohne dich, Materie, ohne deine Gegenstöße, ohne deine Entreibungen lebten wir träge, stockend, kindisch, nichtwissend um uns und um Gott. Du prellst und verbindest, du trottest und schmiegest dich, du stürzest um und richtest auf, du widerstehst und befreist. Feuer in unseren Seelen, Hand Gottes, Fleisch Christi, Materie, ich segne dich.

Ich segne dich, Materie, und ich grüße dich. Nicht in der Gestalt, wie dich, geschmälert und entstellt, die Hohenpriester der Wissenschaft beschreiben und die Tugendprediger – ein Gemenge, sagen sie, aus brutalen Kräften und niederen Begierden –, sondern so wie du mir heute erscheinst, in deiner Ganzheit und Wahrheit.

Ich grüße dich, unerschöpfliche Fassungskraft an Sein und Umwandlung, worin die erkorene Substanz keimt und heranwächst.

Ich grüße dich, umfassende Macht der Näherung und der Einung. In deiner Kraft schließt sich das Gewimmel der Monaden zusammen und in dir streben sie alle auf die Bahn des Geistes.

Ich grüße dich, harmonische Quelle (unsichere Lesart; in anderen Niederschriften: «harmonische Stadt») der Seelen, durchsichtiger Kristall, von dem uns das neue Jerusalem kommt.

Ich grüße dich, göttliche Wohnstatt, geladen mit schöpferischer Kraft, vom Geist bewegtes Meer, gekneteter Ton, dem das fleischgewordene Wort Leben einhaucht.

Während, sie gehorchten deinem unwiderstehlichen Anruf, stürzen sich die Menschen oft aus Liebe zu dir in den äußeren Abgrund ichtsüchtigen Genießens. Ein Widerschein täuscht sie, oder ein Echo. Ich ward nun sehend.

Um zu dir zu dringen, Materie, müssen wir, ausgehend von einer umfassenden Fühlung mit allem, was sich hienieden regt, empfinden allmählich, wie in unseren Händen die Einzelformen all dessen, was wir halten, entschwinden, bis daß wir ergreifen das alleinige Wesen aller Stofflichkeiten und aller Verbindungen.

Wir müssen, wenn wir dich haben wollen, dich im Schmerz läutern, nachdem wir dich in Wollust an die Brust gezogen haben.

Du herrschest, Materie, in den lauterer Höhen, wo die Heiligen wähen, sie entgingen dir. Fleisch, so durchscheinend und beweglich, daß wir dich von einem Geist nicht mehr unterscheiden.

Nimm mich fort, Materie, in jene Höhe, durch die Mühsal, die Trennung und den Tod, nimm mich fort, auf daß ich endlich dorthin gelange, wo es mir vergönnt sein wird, in keuschen Armen das All zu umfassen» (S. 71-75).

► Die Gegenwart Christi im Schoße des Universums bedeutet, daß die Mysterien Christi auch eine kosmische Dimension haben. Die Welt ist in ständiger Umwandlung. Sie wird hineinintegriert, durch ein langsames, evolutives Steigen, in Christus selbst. Deshalb ist das eucharistische Mysterium ein «Ereignis des Weltalls». Was sich in der Messe täglich vollzieht, ereignet sich abbildhaft durch die Jahrmilliarden der kosmischen Wandlung. Evolution ist die Eucharistie in ihrer kosmischen Dimension. – In der Zeit einer seiner wissenschaftlichen Missionen in China, am Festtage der Verklärung Christi 1923, weilte Teilhard in der Wüste von Ordos, ohne Brot, ohne Wein und ohne Altar. Da zelebrierte er, mitten in der asiatischen Wüste, die «Messe über der Welt». Diese Erfahrung wurde später gleichsam zum Kristallisierungspunkt seines Denkens.

«Da ich wieder einmal, mein Herr, ... in den Steppen Asiens kein Brot, keinen Wein und keinen Altar habe, werde ich mich über diese Symbole erheben bis zur reinen Majestät des Wirklichen und bringe so, ich, der Priester, auf dem Altar der ganzen Erde die Arbeit und das Leiden der ganzen Welt dar ... Nimm, Herr, die totale Hostie der Schöpfung an, die durch dich angezogen in Bewegung geriet ... Nimm sie in deine Hände, in deine überall gegenwärtigen Hände, die alles Vergangene und Gegenwärtige halten und das berühren, was in uns das Unermeßlichste und Innerste ist ... Sprich über sie durch meinen Mund dein zweifaches, wirksames Wort aus ... Über alles Leben, was keimt, wächst, blüht und reift, sprich: ‚Das ist mein Leib‘. Und über alles Tote, das sich aufzehrt, das verwelkt und vergeht, befiehl: ‚Das ist mein Blut‘ ... Und jetzt, Jesus, verschleierte unter den Kräften der Welt, bist du wirklich und physisch alles für mich geworden, alles um mich herum und alles in mir selbst ... Verkklärter Christus, geheimnisvoll verborgener Einfluß im Schoße der Materie, blendendes Zentrum, in dem sich die unzähligen Fasern des Vielfältigen verknöten. Unerbittliche Macht wie die Welt und warm wie das Leben ... Dein Leib, in seiner ganzen Ausdehnung, das heißt die Welt, ist durch deine Macht und durch meinen Glauben der kosmische und lebendige Schmelztiegel geworden, in dem alles untergeht, um neugeboren zu werden. Diesem Leib weihe ich mich heute, durch all meine Fähigkeiten, die deine schöpferische Anziehung aus mir hervorsprießen ließ, durch meine allzu kleine Wissenschaft, durch meine religiösen Bindungen und durch die Ganzheit meiner menschlichen Überzeugung (an der ich am meisten hänge), um in ihm zu leben und zu sterben, Jesus» (S. 17–37 passim).

*

Mit Recht wurden einem Abschnitt dieser ergreifenden Texte der Teilhardschen Spiritualität die Anfangszeilen der Hymne als Motto vorangestellt: «In cordis júbilo, Christum natum adoremus, cum novo cantico» – Im Jubel des Herzens laßt uns den geborenen Christus mit einem neuen Lied anbeten.

L. B.

Chruschtschews Entwurf für das neue Parteiprogramm

Am 30. Juli begann in den sowjetischen Zeitungen die Veröffentlichung des Programmentwurfs zum kommenden 22. Parteitag. Es handelt sich dabei um ein sehr umfangreiches Dokument, das volle neun Groß-Seiten der «Prawda», bzw. drei Nummern der «Komsomolskaja Pravda» umfaßt.

Das Echo in der Weltpresse war sehr rege und kühnste Hypothesen über den unvermeidlichen Niedergang des Kommunismus oder auch über dessen zwangsläufig bevorstehenden Sieg wurden, gestützt auf das Programm, aufgestellt. Heute – nach einigen Wochen – darf man wohl nüchterner und ohne Phantasereien über die Tragweite dieses Dokumentes urteilen.

Zunächst kann man nur staunen über die ganz offensichtlichen massiven Lügen und Spiegelfechtereien, die, mit einigen wenigen Wahrheiten vermischt, hier vorgetragen werden. Man fragt sich, weshalb ein so intelligenter Mensch und gerissener Diplomat, wie es Chruschtschew unbestritten ist, in so primitiver Weise versucht, den Leuten Sand in die Augen zu streuen.

Unter diesem Aspekt lohnt sich eine eingehendere Analyse des neuen Parteiprogramms zweifellos.

Schon die Einteilung des Schriftstückes ist recht vielsagend: 1. «Der Übergang vom Kapitalismus zum Kommunismus – der Entwicklungsweg der Menschheit», und 2. «Die Aufgaben der Kommunistischen Partei der Sowjetunion beim Aufbau der kommunistischen Gesellschaft».

► Der erste Teil enthält also, kurz zusammengefaßt, eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung – und zwar so zu rechtgemacht, daß im Leser die Vorstellung entsteht, der ganze geschichtliche Verlauf steuere mit unaufhaltsamer Notwendigkeit auf den Kommunismus hin. Dabei wird nach einem ganz einfachen Schema vorgegangen, das man beinahe als «Stalinische Schwarz-Weiß-Malerei» bezeichnen möchte. Von den sogenannten kapitalistischen Ländern werden Dinge behauptet, die beinahe wörtlich aus Zeitschilderungen stammen, die Karl Marx über die sozialen Umstände in den Industriestaaten Europas vor mehr als hundert Jahren geschrieben hatte.

«Millionen Farmer und Bauern werden von der Scholle vertrieben und ihre Höfe kommen unter den Hammer. Der Kleinbetrieb hält sich um den Preis unvorstellbarer Entbehrungen, der Überanstrengung und des Unterkonsums der Bauern. Die Bauernschaft stöhnt unter der Last der wachsenden Steuern und Schulden. Agrarkrisen ruinieren das Dorf immer mehr». Von der kapitalistischen Wirtschaft weiß das Programm über «schleppende Produktionszunahme, periodische Krisen, ständige Unterbelastung der Produktionskapazität, chronische Arbeitslosigkeit» zu berichten. Wörtlich steht da zu lesen: «Die Produktionskapazitäten bleiben zu einem großen Teil ungenützt, während vor den Toren der Betriebe Millionen Arbeitslose stehen. Die Agrarproduktion wird künstlich beschränkt, obwohl Millionen in der Welt hungern». Marx kündigte das Sinken des Lebensstandards an und Chruschtschew spricht prompt davon, daß der Lebensstandard der Arbeiter unter dem Kapitalismus sinke. Man würde nicht glauben, daß der russische Parteichef eine große Zahl sogenannter kapitalistischer Länder aus eigener Anschauung kennt und doch kennt er sie, und zwar so, wie sie sind, und nicht so, wie sie nach marxistischer Theorie sein sollten. Am 24. September 1959 erklärte er in Pittsburgh: «Ich bin hierhergekommen, um mir anzusehen, wie die ‚Sklaven des Kapitalismus‘ leben. Ich muß sagen: sie leben nicht schlecht». – Auf welche Aussage bezog sich wohl Chruschtschews Wort im Radio Moskau vom 17. September 1955, als er erklärte: «Wir sind ehrliche Menschen und sprechen immer die Wahrheit?»

Er spricht immer die Wahrheit! Deshalb wird im Entwurf zum Parteiprogramm auch «die Lösung der nationalen Frage» als eine der größten Errungenschaften des Sozialismus gepriesen.

«In der sozialistischen Gesellschaft ist nicht nur die politische Gleichberechtigung der Nationen gesichert, sondern auch ihre wirtschaftliche und kulturelle Ungleichheit beseitigt, die die alte Ordnung hinterlassen hat.» Selbstverständlich wird bei dieser Gelegenheit auch erneut auf die «brüderliche gegenseitige Hilfe», insbesondere «des großen russischen Volkes» hingewiesen. Chruschtschew hatte diese brüderliche Hilfe am 25. Februar 1956 in seiner Anti-Stalin-Rede äußerst treffend belegt. Er sprach von den Deportationen folgender Völkerschaften: der Karatschaijer, Kalmücken, Tschetschenen, Inguschen und Balkaren und sagte dazu: «Diese Deportationen waren durch keinerlei militärische Überlegungen diktiert». Der Millioncn deportierter Balten tat er dabei keine Erwähnung. Außerdem vergaß er die unter seiner höchst eigenen Ägide durchgeführte Verschleppung der Wolgadeutschen und Krimtataren aufzuführen, von den 1,5 Millionen deportierter Ukrainer ganz zu schweigen. – So also sieht die als sozialistische Großleistung gerühmte «Lösung der nationalen Frage» durch die Kommunisten aus!

Beachtenswert scheint uns auch ein anderer kleiner Abschnitt zu sein. «Sobald die werktätigen Massen versuchen, auch nur die beschnittenen demokratischen Rechte geltend zu machen, ihre Interessen zu behaupten und der Allmacht der Monopole ein Ende zu setzen, errichtet die Finanzoligarchie ein faschistisches Regime und nimmt ihre Zuflucht zur Armee, zur Polizei und zur Gendarmerie, in denen sie ihren letzten Rettungsanker gegen den Zorn des Volkes sieht». Diesen Ab-

satz gilt es sehr genau zu lesen, denn wenn man übersehen würde, daß er gegen die Kapitalisten geschrieben wurde, könnte man meinen, Chruschtschew rede vom ungarischen Volksaufstand gegen die kommunistischen Unterdrücker. Man müßte nur das kleine Wort «Finanzoligarchie» ersetzen!

Es mag immerhin als schwacher Trost feststehen, daß der Moskauer Parteichef nicht nur gegen die Kapitalisten (mögen es nun welche sein oder nicht) polemisiert, sondern auch gegen seine chinesischen Waffenbrüder, die es mehr und mehr wagen, seine Vorherrschaft auf dem Gebiet der kommunistischen «Dogmatik» anzuzweifeln. Entgegen der These Peking wird ausdrücklich auf die Möglichkeit einer Koexistenz hingewiesen. «Die friedliche Koexistenz der sozialistischen und der kapitalistischen Staaten ist eine objektive Notwendigkeit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft». Und im Gegensatz selbst zu der Auffassung W. I. Lenins: «Der Krieg kann und darf nicht als Mittel zur Lösung internationaler Streitfragen dienen». Ja, man versteigt sich sogar zur emphatischen Behauptung: «Es ist eine historische Mission des Kommunismus, die Kriege abzuschaffen und ewigen Frieden auf Erden zu stiften». – Da die Tatsachen leider hinreichend sprechen, erübrigt sich hierzu wohl jeder Kommentar.

► Es wirkt unter den gegebenen Umständen beinahe wie Spott und Hohn, daß der zweite Teil des Parteiprogramms mit dem Propaganda-Slogan eingeleitet wird: «Der Kommunismus ist die lichte Zukunft der ganzen Menschheit!»

Noch ist dieses Motto eine der Haupttriebfedern für den Erfolg der Kommunisten, die sich tatsächlich von dieser Ideologie den Himmel auf Erden versprechen, aber es stellt zugleich auch ein Sprengpulver von ganz besonderer Brisanz dar. Chruschtschew treibt ein äußerst verwegenes Spiel, wenn er den Anbruch des kommunistischen Paradieses gewissermaßen auf das Jahr 1980 festlegt. Auch er kann nicht immer nur Versprechungen machen – auch er ist genötigt, Erfolge vorzuweisen. Bekanntlich sind Mißerfolge im Sowjetregime Mißgeschicke mit tödlichem Ausgang! Das besondere des neuen Parteiprogramms liegt jedoch darin, daß sich nicht nur der Parteichef engagiert, sondern daß er in einem gewissen Sinn die gesamte Ideologie exponiert. Es ist ein Vabanquespiel sondergleichen, das sich hier vor unseren Augen abwickelt.

Was wird hier den Menschen nicht alles versprochen: «Im nächsten Jahrzehnt (1961–1970) wird die Sowjetunion beim Aufbau der materiellen und technischen Basis des Kommunismus die USA – das mächtigste und reichste Land des Kapitalismus – in der Produktion pro Kopf der Bevölkerung überflügeln» (das heißt die Industrieproduktion müßte um das Zweieinhalbfache gesteigert werden, wie es an anderer Stelle heißt). «Der Wohlstand, das Kulturniveau und das technische Entwicklungsniveau der Werktätigen werden bedeutend steigen; allen wird ein gutes Auskommen gesichert; alle Kollektivwirtschaften und Staatsgüter werden sich in hochproduktive Betriebe mit hohen Einkünften verwandeln; der Bedarf der Sowjetbürger an komfortablen Wohnungen wird im wesentlichen gedeckt werden und die zeit- und kraftraubende körperliche Arbeit verschwindet. Die UdSSR wird zum Land mit dem kürzesten Arbeitstag». Man kann unmöglich alles aufzählen, was sich bis 1980 alles an Verheißungen erfüllt haben soll. «Unentgeltliche Unterbringung der Kinder (auf Wunsch der Eltern) in Erziehungseinrichtungen oder Internatsschulen. ... unentgeltliche Bildung in allen Lehranstalten; unentgeltliche ärztliche Betreuung für alle Bürger ... unentgeltliche Benutzung der Wohnungen ... unentgeltliche Benutzung der städtischen öffentlichen Verkehrsmittel»

usw. usf. Schon 1970 soll die 36-Stundenwoche in der UdSSR Wirklichkeit werden, und triumphierend heißt es: «Somit wird die Sowjetunion zum Land mit dem kürzesten und zugleich produktivsten und höchstbezahlten Arbeitstag.» Auch das Projekt der obligatorischen Mittelschulbildung feiert wieder, trotzdem es bereits einmal gescheitert ist, frohe Auferstehung. Dabei wird gleich von einem elfjährigen Unterricht gesprochen.

Man glaube ja nicht, daß es sich hier um totale Neuigkeiten handle, was Moskaus Parteichef nun plötzlich verspricht. Schon auf dem XXI. Parteitag war die Rede von der Einführung des Sechsstudentages – allerdings bereits für 1964. Daß die obligatorische Mittelschulbildung und der Sechsstudentag wieder im Parteiprogramm erscheinen müssen, ist nicht gerade ein Zeichen von Erfolg – und genau daran krankt Chruschtschew. Er hat in den letzten Monaten eine ganze Reihe schwerer innenpolitischer Niederlagen erlebt. Es klappte nicht richtig mit den von Chruschtschew inspirierten Agrarplänen. Wie schwer die daraus resultierende Krise war, läßt sich aus der Tatsache ermaßen, daß er, indem er Sündenböcke haben mußte, praktisch in allen Provinzen die Parteigremien säuberte. Auf die Länge kann er jedoch nicht immer nur den andern die Schuld geben. Zur Zeit ist die Situation so, daß zum Beispiel die Fleisch- und Fettproduktion im ersten Halbjahr 1961 7 % unter dem ersten Halbjahr 1960 liegt, das heißt 12 % unter dem angestrebten Plan. Die Bewohner Sowjetrußlands werden eben nicht mit Weltraumflügen satt, sie brauchen auch etwas zu beißen! Der sowjetische Premier muß also, geschehe was wolle, beim nächsten Parteiprogramm Erfolge aufweisen können – es könnte ihm selbst sonst an den Kragen gehen.

► Von dieser Position aus begreift man auch die neuen außenpolitischen Entwicklungen. Parallel zur Offensive an der «Heimatfront» läuft das außenpolitische Glücksspiel, das heißt die Berlin-Krise und die Atomdrohung. Es ist ein offenes Geheimnis, daß zumindest innerhalb des Zentralkomitees gewisse Mitglieder den Entwurf zum Parteiprogramm bekämpfen, nicht zuletzt wegen der Klausel, die Chruschtschew eine leichte Entfernung der Gegner auf höchst legale Weise ermöglichen würde, indem alle vier Jahre die Mitglieder des ZK ausgewechselt werden sollten. Der Parteichef weiß, um welchen Einsatz er spielt. Er braucht die Unterstützung des Volkes und scheut sich nicht, ihm alles zu versprechen. Auch hat er sich in diplomatischer Hinsicht eine kleine Hintertüre offen gelassen, die ihm nötigenfalls, wenn alle Brücken brechen sollten, den Rückzug ermöglichen würde. In der Formulierung des Entwurfs tönt diese Versicherungsklausel folgendermaßen: «Treten internationale Komplikationen ein und wird es dadurch nötig, die Ausgaben für die Landesverteidigung zu steigern, so kann dies die Ausführung der Pläne zur Hebung des Volkswohlstandes verzögern.» Diese Worte bergen eine ungeheure Drohung in sich, bedeuten sie doch nichts weniger, als daß, falls der Moskauer Kommunistenführer in seinen Plänen Schiffbruch erleiden sollte, ihm die letzte Rettung nur noch der Krieg zu bringen vermöchte – auch wenn dies Selbstmord wäre. Man versteht die Chruschtschewsche Psychologie ganz gut, wenn man sich an seine Worte erinnert, die er vor der UNO-Vollversammlung und damit vor der ganzen Welt gesprochen hat: «Gut», sagte er damals, «ich kann zugrunde gehen, aber ich werde auch Sie in den Abgrund ziehen.»

Robert Holz

Warum bleibt die Schweiz neutral?

Man stellt sich die Frage nicht genug, zumindest überdenkt man zu wenig ihren einzig vernünftigen Sinn: Was will die Schweiz damit erreichen, wenn sie neutral bleibt?

Die Überprüfung vergangener Erfahrungen

Die Ursprünge der schweizerischen Neutralität haben uns die Historiker ausführlich dargelegt. Dem ist nichts beizufügen. Man könnte aber fragen, ob das Schweizervolk diese Arbeiten genügend kennt? Die Historiker entwickeln nämlich nicht nur die Gründe für die schweizerische Neutralität, sie zeigen auch die Verhältnisse auf, unter denen sie zustande kam. Denn es gibt kein Land in der Welt, dessen Stellung im internationalen Kräftespiel sich nicht dauernd verändern würde, so daß es seine Außenpolitik in jedem Augenblick neu überdenken muß. Die Erfahrungen der Vergangenheit dürfen deshalb nicht ohne kritische Prüfung übernommen werden.

Leider erweist sich eine Untersuchung dieser Art als recht schwierig, wenn sie schlüssige Ergebnisse, die ein ganzes Volk überzeugen, zeitigen soll. Das gilt besonders dann, wenn die Folgerungen darauf abzielen, einen seit langer Zeit begangenen Weg zu verlassen. Das Gesetz der Trägheit, das Beharrungsvermögen, spielt überhaupt im sozialen Leben eine gewichtige Rolle und die Vernunft kommt dagegen nur selten auf. In der Regel obsiegen erst gewaltsame Erschütterungen: die Invasion fremder Kräfte zum Beispiel oder eine schwere nationale Bedrohung. Nun gibt es aber zur Zeit nichts dergleichen, was die Schweiz zur Aufgabe ihrer Neutralität zwingt. Ganz im Gegenteil, viel besser als die Außenpolitik irgend eines anderen Landes hat sich seit hundertfünfzig Jahren die Neutralität der Schweiz offensichtlich bewährt. Es bedarf darum schon sehr starker Argumente, wenn man das Schweizervolk zu einer Bündnispolitik bewegen will.

Kann sich die Schweiz allein verteidigen?

Ein erstes Argument sagt: Materiell gesehen sei die Neutralität ein Ding der Unmöglichkeit, weil sie sich nicht mehr auf eine Respekt gebietende Militärmacht stützen könne. Vor kurzem war die Schweizer Armee noch stark genug, einen möglichen Angreifer trotz erdrückender zahlenmäßiger Überlegenheit fürchten zu lassen, daß die Verluste, die er in Kauf nehmen müßte, in keinem Verhältnis zu dem erhofften strategischen Gewinn stehen würden. Vor kaum einer halben Generation konnte sich die Schweiz noch mit gleichen oder annähernd gleichen Waffen verteidigen. Heute jedoch kann man sie ohne das geringste Risiko durch Mittel vernichten, gegen welche sie keine Abwehr und keine Möglichkeit zum Gegenschlag besitzt. Wirklich geschützt ist sie also nicht, wenigstens nicht durch ihre eigene Armee. Sie kann nur hoffen, daß die Großen es vorziehen werden, ihren Vorrat an Nuklearwaffen auf wichtigere Objekte als die Schweiz zu verwenden oder überhaupt nicht zu gebrauchen, wie das im letzten Krieg mit den bakteriologischen und chemischen Waffen geschah.

Das sind freilich nur Mutmaßungen; aber über etwas anderes verfügt die Schweiz nicht, um das Vertrauen, das sie ihrer Armee immer noch entgegenbringt, zu rechtfertigen. Ganz offensichtlich ist diese nämlich besser gerüstet, den vergangenen als einen künftigen Krieg zu bestehen, wenn es feststünde, daß dieser mit den grausamsten Mitteln geführt werden wird. Tatsächlich weiß aber niemand, wie der nächste Krieg aussehen wird und deshalb ist von einem rein nationalen Standpunkt aus das Schweizervolk gewiß berechtigt, seine traditionelle Verteidigungspolitik fortzuführen.

Das Ende der absoluten Unabhängigkeit

Wäre es indes nicht wünschbar, daß sich das Schweizervolk besser darüber Rechenschaft gäbe, unter welchen Vorausset-

zungen ihm das möglich ist? Die bewaffnete Neutralität der Schweiz hat ihren Wert nämlich nicht mehr, wie einst, in sich selbst. Das wird sofort klar, wenn man sich einmal vorstellt, die UdSSR würde im Vertrauen auf den Widerwillen der Amerikaner, in einen gegenseitigen Vernichtungskrieg einzutreten; zu einem gegebenen Zeitpunkt einen großen Pokerschlag wagen und Europa überfallen: Entweder gelingt der Schlag, und von dem, was wir Freiheit nennen, bleibt auf unserem Kontinent nicht die Spur mehr übrig; oder er mißlingt, die Armeen des Ostens werden zurückgeschlagen und es wird offensichtlich denn je, daß die Unabhängigkeit und die Freiheit der Schweiz, nicht anders als die ihrer Nachbarn, von einer ausländischen Macht sichergestellt werden.

Die Schweiz ist hier in gewissem Sinn von der Geschichte überholt worden. Sie findet sich vor einer eigentümlichen Situation, die anzuerkennen sie noch zögert: ohne daß ihr Wille zur Unabhängigkeit sich geändert hätte, sind ihr die Mittel, diese zu schützen, unversehens abhanden gekommen und zwar nicht, weil ein fremder Wille eingegriffen hätte, sondern auf Grund der technischen Entwicklung.

Früher konnten in Europa nur Völker die Unabhängigkeit beanspruchen, welche auch über die Mittel verfügten, sie zu verteidigen. Heute aber genügen dieser Anforderung nur zwei oder drei Nationen auf der ganzen Welt und alle andern erfreuen sich noch einer gewissermaßen bedingten Unabhängigkeit, denn sie hängt ab von der Entwicklung der Beziehungen zwischen den Mächten, welche die wirkungsvollsten Zerstörungsmittel in Händen haben.

Freilich hebt das Gleichgewicht des Schreckens die sich entgegengesetzten Mächte in gewissem Sinn wieder auf und dadurch erhöht sich sogar in etwa die Anziehungskraft der Neutralität für Völker, die sich an keinen der beiden Großen unwillkürlich gebunden fühlen. Sie suchen sich also selbst zu bewahren – und darin liegt die Versuchung zum Neutralismus – daß sie niemandes Schützling seien, ja daß es im Gegenteil in ihrer Macht liege, das Zünglein an der Waage zu spielen. Geistig aber gehört die Schweiz völlig zum Westen und überdies sollte sie doch auch anerkennen können, daß sie nur dank ausländischen Schutzes sich ihrer Freiheiten immer noch erfreut. Vielleicht sagt das nichts aus gegen die Unabhängigkeit der Schweiz, aber gegen ihre militärische Neutralität scheint es doch etwas auszusagen und ohne diese dürfte auch eine politische kaum möglich sein.

Der Beweis aus der Solidarität

Eng mit dem bisher Gesagten verbindet sich ein zweites Argument gegen die Schweizer Neutralität. Danach ist es inmitten eines Kampfes zwischen zwei unvereinbaren Ideologien für die Schweiz nicht möglich oder doch zum mindesten nicht anständig, neutral zu bleiben. Noch vor kurzem hat sich in diesem Sinn eine diplomatische Persönlichkeit öffentlich geäußert: «Welche Gründe sich auch dafür angeben lassen, angesichts der Gefahren, welche heute die ganze Welt bedrohen, ist die Neutralität ein Non-Sens und ein iuridischer Anachronismus, unvereinbar mit der Solidarität, die sich aus der Pflicht, die freie Welt zu verteidigen, ergibt».

Nun ist die Schweiz eines der Länder unseres Erdkreises, die an der Existenz einer «freien Welt» und an der Notwendigkeit, sie zu verteidigen, am wenigsten zweifeln, und doch legt sie ein Benehmen an den Tag, als habe sie sich noch nicht entschieden oder als wolle sie nicht sehen, worum es in dem Konflikt geht, der heute die Welt zerreißt. Ist es für das Schweizervolk nicht an der Zeit, aus seiner Vergangenheit herauszutreten?

Wie schon erwähnt, berührt sich dieses Argument mit dem ersten, es stellt aber ein neues Element zur Diskussion: Muß ein iuridisch souveräner Staat gegenüber einer größeren Gemeinschaft, die zwar keine rechtliche Existenz hat, trotzdem

aber die Hüterin einer Kultur darstellt, sittliche Verpflichtungen anerkennen oder nicht? Eine gewiß schwierige Frage, in der wir von einer einheitlichen Meinungsbildung noch weit entfernt sind, weil es ebenso viele Antworten wie politische Auffassungen gibt. Offensichtlich aber neigen viele westliche Länder dazu, die Haltung der Schweiz in dieser Frage allzu negativ zu beurteilen. Denn das will man doch damit sagen, wenn man den Schweizern vorwirft, sie seien Egoisten, geldgierig und dadurch, daß sie neutral geblieben seien, hätten sie nichts anderes bezweckt (und bezweckten sie ohne Zweifel auch heute noch) als aus allem, was auf der Welt geschieht (selbst wenn es ums eigene Schicksal geht) Profit zu schlagen.

Was antworten? All diese Abwandlungen des Argumentes aus der Solidarität hält man in der Schweiz gewiß nicht für haltloses Gerede. Man kann sogar behaupten, daß sie ein gewisses Unbehagen hervorrufen, denn wie erklärt man es sonst, daß Schweizer die Neutralität ihres Landes damit zu rechtfertigen suchen, daß sie sich auf die Dienste berufen, welche die Neutralität auf humanitärem Gebiet der internationalen Gesellschaft leistet? Ohne Zweifel ist das Rote Kreuz eine äußerst achtbare und nützliche Einrichtung, und die Schweizer Neutralität war mit eines der wichtigsten Momente dafür, daß es sich ein solches Ansehen erringen konnte. Trotzdem, wer möchte behaupten, daß es, wenn die Schweiz aus höheren Interessen ihre Außenpolitik ändern sollte, völlig undenkbar und ausgeschlossen wäre, für das Rote Kreuz ein neues Statut zu finden, das seine Fortdauer und Unabhängigkeit sicherstelle?

Die humanitären Werke der Schweiz in allen Ehren, aber eine genügende Antwort auf das Argument aus der Solidarität stellen sie nicht dar, auch dann nicht, wenn man dazu ebenso viele Dienste rechnet, durch welche die Schweiz infolge ihrer Neutralität zur Lösung gewisser politischer Fragen, wie zum Beispiel in Korea, beitragen konnte. Außerdem dürfte es kaum nachzuweisen sein, daß diese Art nachträglicher Rechtfertigung im Ausland jemals auf großes Verständnis gestoßen ist.

Die Schweizer Neutralität und die beiden Großen

Ein kleines Land sollte aber nie vergessen, daß eine Neutralität nur insoweit einen Wert darstellt, als sie anerkannt und geachtet wird. Denn wenn sie mit Sicherheit im Konfliktfall von einem der beiden heute bestehenden Lager verletzt würde, dann müßte sie auf der Stelle der Suche nach Schutzbündnissen weichen. Und darin liegt nun das dritte Argument gegen die Schweizer Neutralität:

Zwei Mächte ersten Ranges beherrschen heute die Weltbühne und an den Punkten des Erdballs – mögen das auch nur wenige sein, wie zum Beispiel in Suez –, an denen sich ihre Interessen treffen, können sie jedes militärische Unternehmen, das von andern ohne ihr Einverständnis geführt würde, untersagen. Es ist daher ziemlich bedeutungslos, ob zweitrangige Mächte die Neutralität dieses oder jenes Landes nicht anerkennen, wenn beide Weltmächte entschlossen sind, ihr Nachachtung zu verschaffen oder wenn wenigstens eine das Risiko nicht auf sich nehmen will, das sie bei einem Versuch, die andere an einem solchen Entschluß zu hindern, eingehen müßte. Wie stehen nun die beiden Großen zur Schweizer Neutralität? Da ist zu sagen: keiner von beiden hat sie anerkannt.

In der marxistischen Theorie gibt es – wie wir schon festgestellt haben – keine eigentlich Neutralen und alle, die neutral zu sein behaupten, werden über kurz oder lang in das eine oder andere Lager geraten. Herr Chruschtschew hat zwar neulich zu W. Lippmann geäußert, daß, wenn es auch keine neutralen Individuen gebe, neutrale Staaten trotzdem möglich seien. Aber das dürfte bei ihm bloß eine zeitlich begrenzte Aussage sein und was nun die Schweiz betrifft, so ist sie in seinen Augen gewiß ein hochkapitalistischer und darum mit der Wallstreet eng verbundener Staat. Ihre militärische Neutralität kann ihm nur als ein Hindernis, der NATO beizutreten, erscheinen und das ist

ein Vorteil für die UdSSR. Vielleicht verurteilt er sie gerade deshalb nicht.

Und was die Vereinigten Staaten angeht, so stehen sie der Schweizer Neutralität offensichtlich ziemlich verständnislos gegenüber. Grob gesagt macht sie in ihren Augen die Angelegenheiten der freien Welt nur komplizierter: Für die militärische Planung der NATO bildet sie einen Fleck, in der Koordination der westlichen Hilfe für die Entwicklungsländer verursacht sie eine Lücke und vor allem die wirtschaftliche Integration Europas macht sie noch schwieriger als sie ohnedies schon ist. Daher können die Vereinigten Staaten sie eben nur tolerieren.

Daraus ergibt sich, daß die Schweiz zwar ihre Zugehörigkeit zur «freien Welt» eindeutig bekennt, praktisch aber eine Politik verfolgt, von der diese wohl weniger Vorteile davonträgt als ihr Widerpart, die totalitäre Welt.

Das dürften die hauptsächlichsten Argumente sein, die man gegen die Neutralität der Schweiz ins Feld führen kann. Sie sind eindrucksvoll und können von jedermann verstanden werden, selbst wenn er dieses Land fast gar nicht kennt.

Die Neutralität und die Existenz der Schweiz

Das Gegenteil gilt hinsichtlich der Argumente, die für die Schweizer Neutralität sprechen. Richtig verstehen wird sie überhaupt nur, wer die Persönlichkeit des Landes (wie manche das nennen) kennt, und das gerade macht es so schwer, diese Politik den anscheinend natürlichen Bundesgenossen der Schweiz begreiflich zu machen. Zur Zeit, da man noch vom europäischen Gleichgewicht sprach, hätte eine solche Formel wie «natürliche Bundesgenossen» bekanntlich nirgends Verständnis gefunden und jede Wahl eines Bündnispartners wäre auf den Widerstand einer konfessionellen oder sprachlichen Gruppe des Schweizervolkes gestoßen. Die Furcht vor einer solchen Spaltung war ja geschichtlich der Hauptgrund für die Schweizer Neutralität.

Besteht dieser Grund heute noch zu Recht? Es dürfte schwer sein, sich dazu zu äußern. Man kann aber das Problem auf seinen wesentlichen Gehalt zurückführen und sagen, daß, falls es Frankreich und Deutschland gelingt, ihre Aussöhnung bis zu der von ihnen erstrebten Integration voranzutreiben, die Lage der Schweiz in Europa eine vollständig andere sein wird. Dann wird nämlich die Schweiz nicht mehr Gefahr laufen, an ihrer Sprachgrenze zerrissen zu werden. Noch aber verbietet die Altersweisheit den Schweizern, zu erklären, daß dieser geschichtliche Augenblick schon da ist.

Vor allem aber kann man sich fragen, ob sie dann aufmerken werden, wenn der Augenblick gekommen ist, das Schicksal der Eidgenossenschaft aus der Hand zu geben und sich in das europäische Gesamt aufzulösen, wie das J. C. Bluntschli schon vor einem Jahrhundert ins Auge gefaßt hat.

Denn darum handelt es sich, auch wenn man im Augenblick, selbst in führenden Kreisen der Eidgenossenschaft, da nicht recht klar sieht.

Wie die Dinge heute liegen, hat die Schweiz keine andere Alternative zu ihrer Neutralitätspolitik als eben eine Bündnispolitik mit der NATO und die Eingliederung in die europäische Wirtschaftsgemeinschaft. Auf der einen Seite würde das Kommando der Schweizer Armee dem der NATO eingegliedert werden und die Bürger in Uniform hätten über die eigenen Landesgrenzen hinaus Militärdienst zu leisten – wofür man nicht auch die Aufhebung des Volksheeres, dem dieses Volk vielleicht seine Freiheit verdankt, ins Auge fassen müßte – und die internationale Freiheit des Landes würde auf ein Nichts zusammenschmelzen. Auf der andern Seite würde eine fernabliegende Autorität, der ein kleines Land wie die Schweiz so gut wie nichts anhaben könnte, es verpflichten, seine Wirtschaft einer Zoll- und vielleicht auch Steuer- und Geldpolitik anzugleichen, die sich nicht mehr nach den eigenen Bedürfnissen,

sondern nach denen des ganzen europäischen Blocks richtet. Katastrophal kann man solche Aussichten nicht nennen. Aber das Schweizervolk wird sich zu einem solchen Schritt nur mit größtem Widerstreben entschließen können.

Durch Jahrhunderte hat es sich seine völkischen und lokalen Freiheiten gegen die Ambitionen und Anschauungen der umliegenden Völker erhalten und plötzlich soll es diesen praktisch sein künftiges Schicksal anvertrauen, obgleich die politische Standfestigkeit und Klugheit dieser Nachbarn ihm nur ein sehr begrenztes Vertrauen zu verdienen scheinen. Man verlangt von ihm eine psychologische Revolution, von deren Umfang sich die großen europäischen Länder gar keine Vorstellung machen können.

Gewagt formuliert könnte man sagen: Auf Mißtrauen ist die Schweiz in gewissem Sinn begründet. Für ein Land, das die Freiheit liebt, ist das Mißtrauen übrigens eine gute Eigenschaft. Es warnt vor Übergriffen der Mächtigen, vor der Systemwut der Bürokraten, vor den Geschäften des Imperialismus, kurz gesagt vor dem, was manche Politik nennen, worunter sie den Kampf um die Macht über die Menschen oder die Vormacht unter den Völkern verstehen. In diesem Sinn ist die Schweiz ein antipolitisches Volk, und dieser sein Charakterzug, so anachronistisch er heute anmuten mag, zeichnet es so tief, daß man vergeblich mit seinem Verschwinden in nächster Zukunft rechnen würde.

USA und Lateinamerika*

Lateinamerika spielte für lange Zeit, und zwar in Lateinamerika selber, in den USA und im Bewußtsein der Welt, die Rolle des «armen Verwandten», ja was das letztere betrifft, so dürfte sogar die Rolle des armen Verwandten noch zu gut gewesen sein: Lateinamerika existierte im Bewußtsein einfach nicht (wenn wir es mit einer kleinen Übertreibung so ausdrücken wollen). Tatsächlich heißt «Amerika» oder hieß wenigstens noch vor kurzem im Bewußtsein des Durchschnittseuropäers: Nordamerika, oder besser rundweg USA! Lateinamerika zählte überhaupt nicht! Und, was die USA betrifft, so betrachteten manche Lateinamerika nicht einmal als «armen Verwandten». Lateinamerika war lediglich das «Dienerhaus» eines herrschaftlichen Palais (wieder mit einer kleinen Übertreibung gesagt!).

Diese Nichtbeachtung oder manchmal Verachtung zeigte sich unter anderem auch darin, daß man sich nicht immer die Mühe nahm, fähige Diplomaten nach Lateinamerika zu senden. Lateinamerika diente als eine Art «sine cura» für politische Freunde, denen die nordamerikanischen Präsidenten ihre Erkenntlichkeit für Wahlhilfen und dergleichen ausdrücken wollten.

Vergeßlichkeiten auf beiden Seiten

Der durchschnittliche Nordamerikaner, der sich überhaupt recht wenig um das kümmerte, was jenseits seiner Grenzpfähle vorging, vergaß, daß trotz der Mittelmäßigkeit seiner Politik und seiner wirtschaftlichen Schwäche Lateinamerika eine kulturelle Vergangenheit hatte, die derjenigen Nordamerikas (sei es im präkolombinischen oder nachkolombinischen Zeitalter) erheblich überlegen war. Der Durchschnittsamerikaner wie der Durchschnittseuropäer geben sich keine Rechenschaft, daß es aus der Kolonialzeit Kathedralen und Universitäten wohl in Lateinamerika, nicht aber in den USA gibt und daß die spanische Kolonisation trotz ihrer schweren Mängel gegenüber der angelsächsischen einige Lichtstreifen voraus hat, die wir in Nordamerika vergebens suchen. Außerdem ragen Männer wie Boli-

Sagen wir's kurz: Was das Schweizervolk, indem es neutral bleibt, zu erhalten sucht, ist die freie Verfügungsgewalt über sich selbst. Man sagt ihm, ein solches Bestreben passe nicht mehr in die Zeit; wenn alle Länder Europas ihre Souveränität erhalten wollten, käme es niemals zu einem einheitlichen, machtvollen Europa. Den Schweizer überzeugt das nicht, wenigstens nicht soweit es ihn selbst betrifft. Das Schweizervolk hat zu oft allen Grund gehabt, der Macht seiner Nachbarn zu mißtrauen, als daß es jetzt danach verlangen könnte, sich mit ihnen zu verbünden bei dem Versuch, die verlorene Macht wiederzugewinnen.

Und das Sinnlose, was die vielen Landesgrenzen in Europa heute noch mit sich bringen, kann nach Meinung der Schweizer auch ohne autoritäre Methoden beseitigt werden, wenn alle auch nur ein wenig guten Willen dafür aufbringen und zu den notwendigen Kompromissen sich bereit erklären.

Es kann sein, daß der Wille, Meister des eigenen Schicksals zu bleiben, nicht ewig fortbestehen wird, und wer ihn für nicht mehr zeitgemäß hält, kann frei seine Beweise gegen ihn vorbringen. Solange er aber eine Tatsache ist, bleibt er für Abendländer ohne Replik.

Darin liegt, scheint uns, der Sinn der Schweizer Neutralität: sie ist die einzig mögliche Politik für ein kleines Volk, das frei über sich selbst verfügen will.

Daniel Marrald

var, Sucre, Sanmartin mit ihrer historischen Bedeutung hoch über die Mittelmäßigkeit empor.

Andererseits darf der Lateinamerikaner nicht vergessen, daß die nordamerikanische Prosperität nicht etwa eine fatale Erscheinung ist oder gar eine Art Erbsünde oder eine Rasseeigenschaft, sondern Ergebnis des Fleißes, fähiger Verwaltung und Organisationstalentes.

Man kann wohl sagen, daß gegenseitige Mißverständnisse und nicht nur objektive Tatsachen dazu gedient haben, das wechselseitige Verhältnis noch mehr zu belasten. Deswegen hat oft der durchschnittliche Nordamerikaner sich um seinen lateinamerikanischen Bruder nicht gekümmert oder ihn sogar verachtet; deswegen auch haben viele Lateinamerikaner geglaubt, dem Nordamerikaner sei eben ein günstigeres Schicksal in den Schoß gefallen und außerdem sei er ein Ausbeuter und Materialist.⁹

Ausbeuter hier und passiver Zuschauer dort

Was nun den «Ausbeuter» betrifft, so muß man zugestehen, daß tatsächlich der Nordamerikaner ein Ausbeuter ist, das Wort in seinem rein objektiven Sinn genommen, das heißt einer, der etwas ausbeutet, und das gilt den lateinamerikanischen Rohstoffen gegenüber. Daß es dann leicht dazu kommen konnte und nicht selten dazu gekommen ist, daß der Nordamerikaner auch Ausbeuter im schlimmeren Sinn des Wortes wurde, das heißt der jemanden ausbeutet, ist ebenfalls eine Tatsache.

Daß der Nordamerikaner Rohstoffe in Lateinamerika ausbeutet, ist also an und für sich etwas Natürliches, denn er hat zuwenige, und außerdem haben das die Lateinamerikaner, besonders in moderner Zeit, nicht oder nur in sehr beschränktem Sinn getan. Andererseits ist der Nordamerikaner fleißig und organisatorisch begabt und hat deshalb das nötige Kapital; er ist deshalb gegen-

⁹ Der Nordamerikaner ist zudem typisch utilitaristisch eingestellt, während der Lateinamerikaner glaubt, er müsse seinem Leben eine Weltanschauung zugrundeliegen. Die laizistische Erziehung der letzten 80 Jahre hat an dieser Grundeinstellung wenig geändert, nur der Inhalt der Weltanschauung wurde ausgewechselt. Es scheint uns allerdings, daß in den letzten Jahren die Nordamerikaner wie auch die Lateinamerikaner an ihrer ursprünglichen Einstellung Abstriche machen.

* Siehe auch Nr. 17, S. 182 ff.

über dem Lateinamerikaner, der es bei der feudalen Struktur allzulange Zeit vorzog, auf Kosten des Volkes das Leben eines señorito zu leben, aber nichts zu riskieren, schon objektiv gesehen im Vorteil.

Es blieb aber nicht dabei: Die an und für sich schon pragmatische Einstellung des Nordamerikaners, noch dazu verstärkt durch den Geist des Kapitalismus, hat dazu geführt, daß diese Ausbeutung oft Formen annahm, die objektiv ungerecht waren. Wir können uns nicht in Einzelheiten verlieren. Man weist darauf hin, daß in letzter Zeit sich eine Änderung bemerkbar macht, ja daß amerikanische Firmen die Arbeiter besonders gut bezahlen, daß sie also diesbezüglich «sozial vorbildlich sind». Das kann nicht bestritten werden. Doch kann man sich immerhin fragen, ob dies nur dem nordamerikanischen Verständnis und nicht auch oft dem Druck lateinamerikanischer Arbeitersyndikate oder Gesetzgebungen zu verdanken ist. Aber nehmen wir einmal an, alles sei nur aus Idealismus geschehen, selbst dann kann man fragen, ob es, wenn man die Sache vom Standpunkt des Gemeinwohls des Kontinents und der Gerechtigkeit im weiteren Sinn (die nicht nur dem einzelnen Arbeiter oder auch der Arbeiterschaft eines Unternehmens gegenüber gilt) betrachtet, nämlich von Volk zu Volk, vom Norden zum Süden des Kontinents, auf die Dauer tragbar ist, daß der eine Teil sich fast ausschließlich aktiv verhält, indem er die Rohprodukte des andern kauft, um sie als Fertigwaren wieder zu verkaufen, und der andere eine fast nur passive Haltung einnimmt, indem er seine Rohprodukte verkauft (und dabei oft nicht einmal auf deren Preis Einfluß hat), um sie dann als Fertigware wieder zu kaufen.¹⁰ Auf die Dauer gesehen ist das nicht nur ungerecht, sondern auch unwirtschaftlich, weil bei der bisher weitgehend feudalen Struktur des Kontinents überhaupt die große Mehrzahl des Volkes als Käufer gar nicht in Betracht kam. Man hat dies auch allmählich auf beiden Seiten erkannt und wir leben diesbezüglich (wenn auch von Land zu Land sehr verschieden) im Zeitalter des Umbruchs.

Den bisherigen Zustand, den wir geschildert haben, kann man ruhig als mindestens halbkolonial und deswegen ungerecht und unzeitgemäß bezeichnen. Die Verantwortung dafür fällt selbstverständlich nicht nur auf die USA, aber doch zum größten Teil: denn die wirtschaftlich Schwächeren können aus sich allein diesen Zustand nicht beheben, die USA aber hat dazu die Möglichkeit (wenn auch nicht ohne Zusammenarbeit mit Lateinamerika) und die Pflicht. Außerdem spielt ihr Interesse herein und vor allem eine wirkliche und nicht nur auf dem Papier stehende Solidarität des Gesamtkontinents. Denn auch Lateinamerika kann auf die Dauer nicht ein passiver Zuschauer bleiben, der lediglich von der Aktivität der nordamerikanischen (und auch europäischen) Großindustrie lebt und abhängig ist.

Dollarhilfe trifft auf korrupte, feudale Struktur

Man darf einen äußerst wichtigen, ja für die Zukunft schlechthin entscheidenden Faktor nicht vergessen: selbst wirtschaftliche Hilfe vorausgesetzt, würde diese auf die Dauer, oder sagen wir lieber (um nicht ad calendae Graecas zu reden) für das nächste Jahrzehnt – denn in diesem Jahrzehnt wird sich das wirtschaftliche und vielleicht auch geistige Schicksal von Lateinamerika entscheiden –, keine tatsächliche Abhilfe bringen, wenn nicht in Lateinamerika selber gewisse soziale und wirtschaftliche Zustände endlich einmal in der Tat und nicht nur in Reden geändert werden.

So sonderbar es auf den ersten Blick erscheinen mag, aber es ist eine Tatsache: Jahrelang haben lateinamerikanische Politiker,

¹⁰ Wenn der Lateinamerikaner den Nordamerikaner gern des «Imperialismus» bezichtigt, so hat er nicht in jedem Sinn unrecht, denn ein solches Verhältnis ist auf die Dauer ein recht gefährlicher (für beide Teile) Wirtschaftsimperialismus, wenn auch dessen Ursprung bis zu einem gewissen Grad als zwangsläufig erscheinen mag.

Wirtschaftsleute, Journalisten umsonst auf mehr Verständnis von Seiten der USA gehofft und umsonst oder fast umsonst ihre Stimme erhoben. Jetzt, wo in der «Ära Kennedy» die USA bereit sind und ernstlichen Willen zeigen, für Lateinamerika wirklich Erhebliches zu tun, da kommen die Schwierigkeiten gerade aus Lateinamerika. Woher kommt das? Die Antwort liegt in der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Lage des südlichen Kontinents. Im gegenwärtigen Augenblick (und dieser ist nicht punktal aufzufassen!) ist Lateinamerika gar nicht in der Lage, die nordamerikanische Unterstützung richtig zu «verdauen».

«Als Foster Dulles die Regierungen von Lateinamerika bat, sie möchten größere Erleichterungen für die Investitionen seiner Mitbürger und zur besseren Funktion des ‚freien Unternehmens‘ gewähren und den Kommunismus unterdrücken, damit auf diese Weise die wirtschaftliche Basis gestärkt und die politische Sicherheit der ‚Demokratie‘ sowie die interamerikanische Solidarität gefördert werde, da bat er um etwas, was der Mehrheit in der O.E.A. (Organisation der amerikanischen Staaten) keine weiteren Probleme schuf. Batista (Kuba), Trujillo (Dominikanische Republik), Rojas Pinilla (Kolumbien), Pérez Jimenez (Venezuela), Castillo Armas (Guatemala) oder die Somoza (Nikaragua), Odria (Peru), Stroessner (Paraguay), der jeweilige Präsident von Haiti, Ponce Enriquez in Ekuador oder Julio Lozano von Honduras, alle diese waren nicht nur nicht dagegen, auf diese Weise die ‚Demokratie‘ und deren Entwicklung zu fördern, sondern waren zudem recht glücklich, zugleich Waffen, Kapitalien und politische Unterstützung gegen die ‚Kommunisten‘ zu erhalten.»¹¹

Wir glauben, nicht zu übertreiben, wenn wir sagen, daß die Gefahr bestand und noch besteht, daß gerade durch die Dollarhilfe die Korruption einer Regierung noch gefördert werden kann. Gewiß genügt die private Anleihe nicht, umso weniger, als sie meistens nicht dorthin geht, wo sie am ehesten benötigt wird, sondern dorthin, wo man sich vom rein kommerziellen Standpunkt aus die größten Gewinne verspricht. Die Anleihen müssen also planmäßig verteilt werden, und zwar dort, wo man sie braucht. Wer aber die Anleihen benötigt, das ist schließlich das Volk als solches und nicht eine sowieso schon reiche Minorität, die auf Kosten der verarmten oder besser gesagt der großenteils verelendeten Massen ein Luxusedasein führt. Die Dollarhilfe darf nicht darin bestehen, daß man einer manchmal korrupten oder wenigstens unfähigen Regierung hilft, die Löcher im Defizit zu stopfen, für die sie selber verantwortlich ist. Auf diese Weise wird nicht nur dem Volk nicht geholfen, sondern es wird nur eine Schicht von Leuten protegirt, welche großenteils für eine soziale Neuordnung blind und dem Kommunismus gegenüber von einer geradezu lächerlichen Naivität oder Unbeholfenheit sind.

Typisch übrigens ist, daß vor nicht langer Zeit nordamerikanische Politiker, die sich auf einer Informationsreise durch Lateinamerika befanden, geäußert haben, sie seien sonst in keinem Teil der Welt mit goldenem Geschirr bewirtet worden, als ausgerechnet in Lateinamerika, welches dringend auf Hilfen und Anleihen angewiesen ist.

Wie wenig verantwortlich gewisse Kreise sind, davon nur ein Beispiel (wir wollen keine konkreten Namen nennen, kennen den Fall aber genau): Die internationale Caritas wollte in allerletzter Zeit in einem Land, wo trotz der luxuriösen Limousinen der Oberschicht zwei Drittel der Bevölkerung an Unterernährung leiden und dessen Hauptstadt von einem Gürtel von Elendsquartieren umgeben ist, wo Hunderttausende in unbeschreiblicher Armut leben, Hilfe leisten und, um dem Elend möglichst wirksam zu steuern, die Lage gründlich studieren und die Hilfe nach Kräften organisieren. Sie fand bei der betreffenden Regierung alle möglichen Schwierigkeiten und ein Minister erklärte, um diese Schwierigkeiten zu motivieren, daß es in seinem Land überhaupt keine Armen gäbe, während das Elend der Massen sich auch dem oberflächlichsten Betrachter geradezu aufdrängt!

Demgegenüber kann man es verstehen, wenn in den letzten Jahren nordamerikanische Kreise (dieses Kriterium ist sicher auch das der Regierung Kennedy!) darauf dringen, daß Lateinamerika auch selber sich bemühe, seine feudale Struktur zu ändern

¹¹ Wir haben diese Zeilen aus einer Zeitschrift übernommen, leider können wir im Augenblick Namen und Datum nicht mehr finden.

und gegenüber sozialen Notwendigkeiten endlich einmal in der Tat aufgeschlossen zu sein.¹²

Typisch ist eine Bemerkung, die letztes Jahr der Sekretär von Adlai Stevenson, ein Senator der USA, bei Gelegenheit eines Gesprächs «am runden Tisch» fallen ließ. Er anerkannte manche der von den Lateinamerikanern geäußerten Vorwürfe über die bisherige Einstellung der USA, äußerte sich dann aber ebenfalls in folgender Weise:

«Ich bin ein Mann, der jährlich über zwanzigtausend Dollars verdient, und einen guten Teil dieser Summe muß ich dem nordamerikanischen Fiskus abgeben. Mit dem, was ich selber verdient habe und mit den Steuerabgaben der anderen nordamerikanischen Bürger werden die Pläne für die ‚Auslandshilfe‘ bestritten. Niemand übergibt dem Staat mit besonderem Vergnügen das, was er manchmal mit seinem eigenen Schweiß erworben hat. In den USA muß ein verheirateter Bürger, der zwanzigtausend Dollars verdient, über fünftausend Dollars (bestimmte gesetzliche Abzüge nicht eingerechnet) versteuern. Wenn wir aber ins Ausland verreisen, dann stellen wir fest, daß uns Regierungsmänner vorwerfen, daß wir nicht mit ihnen zusammenarbeiten, während die reiche Klasse des betreffenden Landes nur ganz unbedeutende Steuern zahlt, selber also nichts für ihr Land tut. Daher kommt es, daß die Regierungen der betreffenden Länder ungeheure Summen verlieren, ganz abgesehen davon, daß sie dadurch sich des Motivs und der moralischen Autorität begeben, um eine größere internationale Mitarbeit zu erhalten. Mit welchem Recht sollen dann nordamerikanische Gesetzgeber ihren Bürgern größere Steuerlasten aufbürden, wenn die Bürger anderer Länder unfähig sind, selber Opfer zu bringen oder die Gelder sachgemäß zu verteilen?»

Wir glauben, daß man (trotz allem, was man dazu vielleicht noch bemerken kann) dieser Äußerung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann.

Es besteht also die Schwierigkeit, daß einerseits die USA darauf dringen und darauf dringen müssen, daß die Gelder für die wirtschaftliche Entwicklung von Lateinamerika sachgemäß verwendet werden, das heißt wirklich für das Gemeinwohl, für das Volk und nicht, um die Reichen noch reicher zu machen oder – wie es nicht selten geschah und noch geschieht – den Staatsmännern die Taschen zu füllen. Andererseits sind die lateinamerikanischen Regierungen und Wirtschaftskreise gegenüber von auswärts auferlegten Bedingungen sehr empfindlich und wollen sich nicht gern dreinreden lassen, wie sie die betreffenden Gelder anlegen sollen. Es wird viel diplomatischen Geschicks und noch mehr wirklich sozialer Gesinnung bedürfen, um einen tragbaren Ausgleich zu finden.

Warum sind die USA in Lateinamerika unbeliebt?

Es wäre noch vieles zu sagen, doch müssen wir uns beschränken. Wir möchten abschließend nur noch bemerken, daß –

¹² In der Zeitschrift «Life» vom 29. Mai 1961 finden sich diesbezüglich zwei Zuschriften aus Lateinamerika, die charakteristisch sind (S. 5): «Nach meiner Meinung sind die einzigen an unserer Armut Verantwortlichen die Politiker, Kaufleute und Professionellen, die von unbändiger Habsucht besessen sich von einem Augenblick zum andern bereichern wollen. Deshalb sucht das Volk andere Regierungsformen, um sich von diesen Ausbeutern zu befreien. Deshalb werden die Dollarmillionen, die uns gesandt werden, wenn sie nicht richtig gebraucht werden, die Unzufriedenheit nicht mildern, denn wir wissen bereits, durch die Erfahrung gewitzigt, daß sie in den Taschen einiger weniger stecken bleiben. Die guten Absichten Kennedys könnten scheitern, wenn man nicht, bevor man Vitamine verabreicht, den Infektionsherd eliminiert» (José García S., Yurécuero, Mexico). «Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß die Nahrungsmittelhilfe der USA keinen Erfolg hat, sie hat lediglich einige Wenige bevorzugt, welche die großmütige Nahrungssendung dazu benützten, um sich zu bereichern ...» (Emilio Santillan Soto, Callao, Peru).

Wir erlauben uns, in diesem Zusammenhang noch eine Tatsache anzuführen, die wir für absolut sicher halten, da sie uns eine gewissenhafte Vertrauensperson mitgeteilt hatte, welche die Dinge aus eigener Anschauung kennt: Vor Jahren kam eine internationale Kommission gegen Kokainhandel in einen bedeutenden lateinamerikanischen Staat. Sie wurde vom Gesundheitsminister herumgeführt, splendid bewirtet, aber die Mitglieder der Kommission gaben sich keine Rechenschaft darüber, daß der Minister der hauptsächlichste Kokainhändler des betreffenden Landes war.

wie bekannt – die Nordamerikaner oft erstaunt sind, gegenüber der, wie sie glauben, generösen Dollarhilfe so wenig Dankbarkeit und Verständnis zu finden, ja oft Undankbarkeit und Haß.

► Was die privaten Investitionen betrifft, so kann man wohl rundweg sagen, daß diese eben das Geschäftsinteresse als obersten Maßstab haben und nicht das Wohl der betreffenden Völker.

► Und was die von den USA selber, das heißt vom Staat ausgegebenen Anleihen betrifft, so haben sie nicht selten den Zweck, für die USA nötige Energiequellen zu erschließen, dem Kampf gegen den Kommunismus (wobei die USA die ersten Interessierten sind) zu dienen, oder indirekt den militärischen Stützpunkten zugute zu kommen. Zum mindesten ist dies der Eindruck, den weithin die mit Anleihen oder Hilfen bedachten Völker haben.

► Wir glauben, daß außerdem und vielleicht sogar noch in vermehrtem Maß ein anderer Faktor mitspielt: Die zahlreichen nordamerikanischen Militär- oder Zivilbeamten, welche in andere Länder gesandt werden, wurden bis anhin viel zu wenig auf ihre Tätigkeit vorbereitet. Sie waren oft persönlich sympathische, ja gutherzige Menschen, aber sie kamen vielfach samt ihrem ganzen hohen Lebensstandard, den sie von USA her gewöhnt waren, in unterentwickelte, ja manchmal vom Hunger heimgesuchte Gegenden. Dieser Lebensstandard war und ist sicher nicht etwa so luxuriös, wie zum Beispiel derjenige der reichen Klassen der betreffenden Länder, der nicht selten provozierend wirkt, ist aber doch weit über dem Durchschnitt der betreffenden Länder.

► Außerdem lebten die Nordamerikaner sozial unter sich, in ihren Clubs, ohne viel Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung, so daß sie einen eigentlichen und dauernden Fremdkörper bildeten. Natürlich war dies schon dadurch veranlaßt, daß nicht alle Nordamerikaner die einheimische Sprache, das Spanische, in genügendem Maß beherrschten, was vor allem von den Frauen gilt. Wo es ging, wurden auch die Kinder der Nordamerikaner in eigenen Schulen unterrichtet oder zum Unterricht nach USA gesandt.

Der Unterschied im Lebensstandard war also durch die bisherige Gewohnheit bestimmt, die Trennung von der einheimischen Bevölkerung durch die Unkenntnis der Sprache und nicht weniger durch das mangelnde Interesse für die betreffende einheimische Kultur und Geschichte. Trotzdem es meistens nicht beabsichtigt war, wirkte der Nordamerikaner doch allein durch sein Dasein und Sosein provozierend. Wenn man dazu nimmt, daß es schließlich bei jedem Volk einzelne gibt, die sich im Ausland ungezogen und anspruchsvoll benehmen und daß diese eben besonders auffallen, so gilt dies auch von den Nordamerikanern.

► Nimmt man weiter dazu, daß gewisse Auswüchse der nordamerikanischen Zivilisation, wie unmoralische und oberflächliche Filme oder auch eine gewisse erotische Literatur, im Ausland propagiert werden, während gleichzeitig das Ausland nicht mit den besseren Seiten der nordamerikanischen Zivilisation bekannt wird, so liegt auch hier ein Grund des Mißverständnisses, ja manchmal der Verachtung von seiten der Einheimischen.¹³

Mit einem Wort: Es genügt nicht, daß der Dollarregen mehr oder weniger reichlich herniederrieselt, es braucht darüberhinaus auch Menschlichkeit, Verständnis der anderen Kulturen, Interesse für die betreffenden Länder und Völker, und daran hat es bisher in erheblichem Maß gefehlt.

Aufs falsche Pferd gesetzt

Man muß auch feststellen, daß die USA bisher gegenüber den fortschrittlichen¹⁴ Kreisen eine nicht nur mißtrauische Haltung

¹³ Leider ist es so, daß die andern Länder mehr mit den negativen als mit den positiven Eigenschaften der «Yankees» bekannt werden.

¹⁴ Wir wollen hier dem Wort «fortschrittlich» nicht einen Wertfaktor an-

eingenommen haben (die letztere ist übrigens gegenüber dem Kommunismus und seinen Förderern nur allzuberechtigt), sondern oft eine geradezu naive: Man glaubte mit Schlagworten von der politischen «Demokratie», von der «freien Unternehmung» usw. messianische Leitideen gefunden zu haben, auf welche die Völker sehnsüchtig warteten. Man gab sich nicht Rechenschaft, daß Demokratie und Freiheit für die unterentwickelten Massen (ganz abgesehen davon, daß sie nicht dazu vorbereitet sind) gar keinen Sinn haben, solange nicht eine gründliche soziale Reform einsetzt.

Dadurch, daß sich die USA meistens auf die «reaktionären» Kreise stützten (in den meisten Fällen waren diese Kreise wirklich und bedenklich reaktionär) und von diesen Kreisen wiederum anerkannt und belobt wurden, blieben sie außerhalb der Kreise, welche sich um das soziale Problem kümmern und darum ringen. Die bisherigen Vertreter der USA bewegten sich in einem kleinen und engen Kreis, nämlich der meistens gegenüber sozialen Reformen blinden Gutsbesitzer, der herrschenden Regierungsklassen, der Kapitalisten (aber nicht im Sinn eines fortschrittlichen, sondern des reaktionärsten Kapitalismus), kamen den Massen und den sozial aufgeweckten Kreisen nicht näher, machten sich im Gegenteil ihnen gegenüber unbeliebt und unverständlich. Man kam nicht nur mit den Kommunisten in Konflikt (das ist selbstverständlich), sondern auch mit den nichtkommunistischen Linkskreisen, mit den zahlreichen Nationalisten (diese und nichtkommunistische Linkskreise lassen sich nicht immer trennen) und nicht zuletzt mit den sich in den letzten Jahren immer regsamer zeigenden

hängen, sondern reden lediglich von Kreisen, die sich als fortschrittlich ausgeben und (mit Recht oder Unrecht) als solche gelten.

Zur Problematik des Philosophieunterrichts an höheren Schulen

(Ein Diskussionsbeitrag)

Im Jahre 1953 veröffentlichte die UNESCO als Ergebnis zahlreicher internationaler Umfragen einen Bericht über den Philosophieunterricht in verschiedenen Ländern der Welt.¹ Aus diesem Bericht geht hervor, wie groß das Interesse für die Philosophie ist und wie verschieden die Wege und die Gestaltung des Unterrichts sind.

Zum Teil durch diese Publikation der UNESCO angeregt, zum Teil durch äußere Umstände veranlaßt, steht seit einigen Jahren auch im deutschen Sprachraum die Diskussion über den Philosophieunterricht an höheren Schulen stark im Vordergrund. In der Schweiz, wo an katholischen Kollegien und an manchen anderen Mittelschulen die Philosophie schon seit langem in den Lehrplan aufgenommen ist, wird das Gespräch im Zusammenhang mit der Frage der Gleichberechtigung des Typus C (Matura ohne klassische Sprachen) mit dem Typus A und B (Matura mit Griechisch und Latein, bzw. nur mit Latein) geführt, in Deutschland im Zusammenhang mit der Neugestaltung der Mittelschule im allgemeinen. Dabei geht es einerseits um den Bildungswert und Bildungssinn der Philosophie überhaupt und andererseits um die konkrete Gestaltung des Philosophieunterrichts.²

Aus den zahlreichen Publikationen über den Bildungswert der Philosophie und die Problematik des Philosophieunterrichts

¹ The Teaching of Philosophy. An international enquiry of UNESCO. Paris 1953, 230 Seiten.

² In Deutschland hat sich ein «Verband zur Förderung der Philosophie am deutschen Gymnasium» konstituiert, der seit September 1960 in zwangloser Folge «Mitteilungen» herausgibt. Schriftleitung Dr. Erwin Lebek, Bremen, Arnold-Böcklin-Straße 14. Der Verband wollte letzten Oktober im Zusammenhang mit dem 6. Deutschen Kongreß für Philosophie in München eine Studientagung abhalten, die dann aber wegen höherer Gewalt nicht zustande kam.

Christlich-Sozialen und schlechthin mit all jenen, welche mit der Korruption, die zum guten Teil die herrschenden Klassen durchseucht, unzufrieden sind: denn – wie wir schon erwähnten – diese Korruption wurde (ohne daß sie es wollten) von den Nordamerikanern noch gefördert.

Mit einem Wort, alles, was sich mit Recht oder Unrecht fortschrittlich nennt, wurde von den Vertretern der USA nicht verstanden, beiseite gelassen oder verachtet. Das aber sind die Kräfte der Zukunft und nicht der enge Kreis der Reaktionäre. Dazu kommt, daß es die Nordamerikaner nicht verstanden haben, ihren heutigen Kapitalismus (der sich immerhin vom «klassischen» nicht wenig unterscheidet und sich dem Arbeiter gegenüber anders zeigt – ohne daß wir darüber ein Werturteil abgeben wollten) den Lateinamerikanern verständlich zu machen, wodurch viele Mißverständnisse, die an und für sich vermeidbar gewesen wären, entstanden.¹⁵

Der Kommunismus kann sich des «yankee-feindlichen» Nationalismus und der zahlreichen diplomatischen, politischen, wirtschaftlichen und psychologischen Fehler der Vertreter der USA bedienen, um das Wasser auf seine Mühle zu leiten, und er tut dies auch. Man muß leider zugeben, daß die Unterlassungssünden so vieler Nordamerikaner dem Kommunismus mehr nützen als dessen eigene Propaganda. Erst in allerletzter Zeit beginnt man in den USA dies einzusehen, aber es ist reichlich spät, wenn auch – wie wir hoffen möchten – noch nicht allzuspät. (3. Teil folgt)

Wilh. Emil Willwoll

¹⁵ Es scheint uns, daß gewisse Christlich-Soziale von Lateinamerika in ihrer Kritik gegenüber dem nordamerikanischen Kapitalismus gelegentlich über's Ziel hinausschießen, indem sie die Entwicklung, die dort der Kapitalismus immerhin genommen hat, verkennen.

weisen wir nur auf das sehr reiche Buch von Karl Püllen³ und auf das Sammelwerk «Aufgabe und Gestaltung des Philosophieunterrichts» hin.⁴ Dieses letzte Werk gibt uns Anlaß, auf einige Fragen, die im Buch aufgeworfen werden, näher einzugehen.

Das Buch will mit seinen zahlreichen Beiträgen verschiedener Autoren eine «Handreichung für den Philosophielehrer» sein. Es will helfen, grundsätzliche Fragen über das Wesen der Philosophie, über den Sinn und Wert des Philosophieunterrichts zu klären, es weist auf verschiedene Möglichkeiten in der Gestaltung des Philosophieunterrichts hin und macht konkrete Vorschläge für die einzelnen philosophischen Disziplinen und zeigt schließlich an einigen praktischen Beispielen, wie man es machen kann.

Diesem Anliegen entspricht die Einteilung des Buches in vier große Abschnitte.

Über grundsätzliche Fragen schreibt der Herausgeber H. Stoffer; über die allgemeine Methodik und Didaktik des Philosophieunterrichts K. Püllen, der die Hauptgedanken seines oben erwähnten Buches wiedergibt;

über die Praxis des Philosophieunterrichts neben dem Herausgeber vor allem K. A. Haeger und einige andere.

Die Unterrichtsbeispiele stammen von verschiedenen Autoren. Besonders wertvoll sind die reichen Literaturangaben am Schluß jedes Kapitels, wie auch der Anhang über einige allgemeine philosophische Werke und andere Unterrichtsmittel (z. B. Schallplatten).

³ Karl Püllen, Die Problematik des Philosophieunterrichts an höheren Schulen. Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1958, 314 Seiten. Vgl. Orientierung 23 (1959), 163–164.

⁴ Aufgabe und Gestaltung des Philosophie-Unterrichts. Handreichung für den Philosophielehrer. Herausgegeben von Dr. H. Stoffer. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main, o. J. 262 Seiten.

In der Einführung sagt der Herausgeber, die Verfasser «legen keinen Versuch vor, in die Grundsatzdiskussion über den Philosophieunterricht entscheidend einzugreifen und womöglich eine Organisationsform, eine Zielsetzung, eine Stoffeinteilung, eine Arbeitsmethode aus letzten Entscheidungen heraus als notwendig zu begründen». Diesen Standpunkt muß man ständig vor Augen haben, um die Ausführungen nicht falsch zu verstehen. Es geht zuerst um Anregungen und Vorschläge, die allerdings alle auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet sind: den Philosophieunterricht in den höheren Klassen paritätischer Schulen, bei denen auf weltanschauliche Freiheit und demokratische Einstellung der größte Wert gelegt wird, zu ermöglichen. Da Vertreter verschiedener Richtungen zum Wort kommen, ist es nicht zu verwundern, daß sich einzelne Autoren sogar widersprechen. Es soll dem Leser eben «keine Doktrin aufgezwungen», sondern «Material zur eigenen Entscheidung vorgelegt werden». Der Herausgeber hofft jedoch trotzdem auf eine gewisse innere Einheitlichkeit von der Sache her und in der gemeinsamen Fürsprache für die Sache. Das Buch soll das Gespräch über den Philosophieunterricht nicht beenden, sondern es nur intensivieren und auch den Philosophielehrer mit ins Gespräch ziehen.

Eine erste Frage, die zur Diskussion aufgeworfen wird, ist das

Verhältnis zwischen Philosophie und Weltanschauung.

Da es sich im Buch konkret um die Möglichkeit des Philosophieunterrichts an paritätischen Schulen handelt, ist die Aktualität dieser Frage leicht einzusehen. H. Stoffer tritt in seinem grundsätzlichen Beitrag «Weltanschauung und Philosophie» (9–20) für eine möglichst klare Trennung, wenn nicht sogar Unvereinbarkeit zwischen Weltanschauung und Philosophie ein.

Er schreibt: «Eine wissenschaftliche Begründung der Pädagogik und eine pädagogische Fundierung und wesensmäßige Begründung des Philosophieunterrichts scheint (deshalb) heute nicht mehr möglich, ohne von der Scheidung zwischen Philosophie und Weltanschauung ausdrücklich Kenntnis zu nehmen und das Moment der Weltanschauung durch den Unterricht auf Grund der Ergebnisse neuer Weltanschauungsforschung zu berücksichtigen» (10). «Reine Erkenntnis ist (daher) dem weltanschaulichen Erkenntnis immer feindlich. Die Weltanschauung gefährdet (so) nicht nur die Erkenntnis der Welt, sondern auch die der eigenen Person; die gesunde Tendenz zur Verfestigung der eigenen Einstellung zwecks Selbstbehauptung wird in Dogmatismus, Prinzipienreiterei und Selbstüberschätzung gewendet» (11).

Kann und darf man Philosophie und Weltanschauung in einen solchen Gegensatz zueinander stellen? Kann man das, wenn es sich konkret um die christliche Weltanschauung handelt?

Wenn es keine doppelte Wahrheit gibt, wenn die christliche Offenbarung dem Menschen die Wahrheit bringt und wenn die Philosophie das Suchen nach der Wahrheit, das Erkennen der Wahrheit vor allem in ihren letzten Gründen ist, dann ist ein solcher Gegensatz zwischen Philosophie und christlicher Weltanschauung unmöglich. Wenn man die Weltanschauung in ihrem gewöhnlichen Sinn als letztes und grundsätzliches Wissen um die Welt, ihren Ursprung und ihren Sinn versteht, hängen Philosophie und Weltanschauung ihrer Natur nach notwendig und wesentlich zusammen. Zugegeben: Philosophie und Weltanschauung sind nicht dasselbe, aber sie beeinflussen sich gegenseitig, sie sind voneinander abhängig. Ist es nicht oft so, daß es gerade von der schon vorhandenen oder nicht vorhandenen Weltanschauung abhängt, welche Philosophie man wählt, in welche Richtung man philosophiert, welchen Lehrern man zu folgen bereit ist? Daß es sich bei der Philosophie immer auch um eine Wahl handelt, hat schon Fichte klar ausgesprochen: «Was für eine Philosophie man wähle, hängt... davon ab, was für ein Mensch man sei; denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen könnte, wie es uns beliebt, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat».

K. Püllen bemerkt gelegentlich von der philosophischen Vertiefung des Fachunterrichtes, daß er «auf der paritätischen höheren Schule nur die vorphilosophische Form haben kann» (51). Das gilt wohl ganz allgemein. Ein

Philosophieunterricht, der von jeder Weltanschauung vollständig absehen will, ist eigentlich kein Philosophieunterricht mehr, sondern mehr oder weniger eine Vorbereitung auf die Philosophie, oder er wird selber zur Weltanschauung. Die Philosophie muß notwendigerweise über das bloße Weltbild hinausführen und eine Weltanschauung begründen, rechtfertigen, sie korrigieren oder ihr widersprechen, oder eben selber zu einer Weltanschauung werden, aber vollständig trennen kann man die beiden nicht.

Was versteht man unter Philosophie?

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Philosophie und Weltanschauung und ihre Lösung hängt von zwei weiteren Fragen ab: Erstens, was man unter Philosophie überhaupt versteht, und zweitens, was der Sinn und das Ziel des Philosophieunterrichts an höheren Schulen sein soll.

H. Stoffer definiert die Philosophie als «die Wissenschaft von den Bedingungen der Möglichkeit der Weltbegegnung der Menschen» (17). Bleibt man mit dieser Definition nicht allzu sehr im Vordergrundigen stecken?

Vom Philosophieren meint er, daß die Antwort auf die großen Fragen so beschaffen sein muß, daß es dem Philosophen ermöglicht, «am Philosophieren der Zeit teilzunehmen und so tatsächlich Philosophie und nicht etwas anderes zu treiben. Sollte sie so beschaffen sein, daß sie es ihm nur gestattet, beispielsweise am Philosophieren Heraklits oder Aristoteles', an dem der mittelalterlichen Scholastik oder an dem des deutschen Idealismus teilzunehmen, aber nicht mehr an dessen gegenwärtigen durch viele andere Richtungen der Vergangenheit mitbeeinflussten und ausdrücklich der gegenwärtigen Situation angemessenen Entwicklungen, dann ist er kein Philosoph, sondern nur ein weltfremder Antiquar, nicht einmal ein Altertumsforscher» (15).

Zu dieser Behauptung seien zwei Bemerkungen erlaubt.

Das Philosophieren ist nicht einfach Selbstzweck, sondern der Sinn und der Zweck des Philosophierens ist das Suchen und die Erkenntnis der Wahrheit. Wenn es nun nur eine Wirklichkeit und dementsprechend – bei allem Wissen um die subjektiven Bedingungen, um die Geschichtlichkeit und das Stückwerk der menschlichen Erkenntnis – nur eine Wahrheit gibt, muß das Philosophieren auch nach der Annäherung an die Erkenntnis dieser Wahrheit beurteilt werden. Würde jeder «ursprünglich» und für sich philosophieren und ohne Lehrer und Führer die Wahrheit suchen, wäre es mit der Philosophie wohl schlecht bestellt. Man kann heute wohl nur so sinnvoll philosophieren, daß man sich auch von der Vergangenheit anregen, befruchten und leiten läßt, daß man die Gedankengänge der großen Denker und Diener der Wahrheit nachvollzieht, selbstverständlich immer in Konfrontierung mit seiner subjektiven Situation und mit den Problemen, die die Gegenwart stellt.

K. Püllen sagt mit Recht: «Gerade im Philosophieunterricht hat der Schüler zu lernen, auf die Worte der großen Philosophen zu hören; erst danach ist er fähig, zu diskutieren, zu kritisieren und selbständig weiter zu denken. Ohne das autoritative Moment, das heißt aber ohne das Dozieren, sei es durch den Text oder durch den Lehrer, ohne das damit einhergehende schweigende Vernehmen- und Aufnehmenkönnen ist kein fruchtbarer Philosophieunterricht möglich» (73–74).

Gewiß kann es auch «weltfremde Antiquare» geben, die nur wissen möchten, was die Alten gesagt haben und ihre Thesen als das einzige Richtige und Gültige für die Gegenwart wiederholen. Es gibt aber auch echte Schüler eines Plato, eines Aristoteles, eines Augustinus oder Thomas, eines Kant oder Hegel, die trotzdem am philosophischen Gespräch der Gegenwart teilnehmen, und vielleicht sind sie erst dadurch dazu befähigt!

Das philosophische Gespräch der Gegenwart ist nicht etwas so Neues und noch nie da Gewesenes, daß es keine Gemeinschaft mit der Vergangenheit hätte. Gerade die Schüler an höheren Schulen, die in die philosophische Problematik und

ins Philosophieren eingeführt werden, sollen nicht nur anhand der Gegenwartsprobleme, der aktuellen (Mode-) Fragen mit der Philosophie vertraut werden, sondern zugleich mit den großen philosophischen Problemen, die immer dieselben bleiben.

Es kommt schließlich auch hier auf die Wahl an. Hat sich der Lehrer einem Heidegger oder Sartre verschrieben und sieht ihre Lehre als die einzig mögliche Philosophie an, oder ist er mehr Marxist, Positivist, Kantianer oder Hegelianer, oder sind seine Lehrer Plato, Aristoteles, Augustinus, Thomas oder sonst einer der Großen aus der Vergangenheit, die das philo-

sophische Denken wesentlich bestimmt und geprägt haben, davon hängt seine Teilnahme am philosophischen Gespräch der Gegenwart ab. Will man von einem Meister absehen und einfach «philosophieren», kommt man höchstens zu einem Eklektizismus, bei dem wohl eine umfangreiche Orientierung über verschiedene Philosophen und ihre Gedanken vermittelt wird, der aber zu keiner Philosophie führt, das heißt zu keiner sicheren Erkenntnis der Wahrheit. Das muß schließlich zu einem Relativismus und Subjektivismus führen, wenn nicht sogar zu einem Wissensdünkel, der wohl nicht das Ziel des Philosophieunterrichts an höheren Schulen sein kann.

(Fortsetzung folgt)

A. Sustar

Biblische Studienreisen 1962

unter fachkundiger Führung

AEGYPTEN UND SINAI

(4. Wiederholung) vom 3. bis 18. März 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Rainer Stadelmann, Aegyptologe, Heidelberg.

Zürich-Kairo mit Swissair. 16 Tage. Preis Fr. 2095.-.

HEILIGES LAND

drei Studienreisen (21. 22. und 23. Wiederholung)

1. Reise vom 22. April bis 7. Mai 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Universitätsprofessor Dr. Ernst Jenni, Basel.

2. Reise vom 29. April bis 14. Mai 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Dr. Josef Pfammatter, Chur.

3. Reise vom 30. September bis 15. Oktober 1962 unter der wissenschaftlichen Leitung von Pfarrer Walter von Arburg, Alterswilen TG.

16 Tage, wovon 14 volle Tage im Orient (Libanon, Syrien, Jordanien, Israel). Zürich-Beirut und Tel Aviv-Zürich mit Swissair. Preis Fr. 2070.-.

Ausgezeichnete Hotels, anerkannt hervorragende Organisation, vorbildliche Führung. Referenzen stehen zu Diensten.

Ausführliche Programme, Anmeldeformulare und Auskünfte von der Geschäftsstelle des *Interkonfessionellen Komitees für biblische Studienreisen, St. Karliquai 12, Luzern, Telefon (041) 2 69 12.*

Charles de Foucauld

Ein Bildband. Text von René Voillaume und Georges Gorrée. Mit einer Einleitung von Friedrich Heer. 160 Seiten mit 202 Abbildungen. Leinen Fr. 29,80.

Der erste Bildband über den geistigen Vater der beiden modernsten Ordensgemeinschaften, der Kleinen Brüder und Kleinen Schwestern von Jesus. Einmalige Fotos von erschütternder Aussagekraft folgen einem Weg von ungeheurer seelischer Spannweite, gespiegelt in der Wandlung eines menschlichen Gesichtes, zeigen Nordafrika, seine Menschen und ihre Not, und die Größe stillen Wirkens in selbstlos dienender Liebe.

In seiner Einsamkeit der Sahara wurde Charles de Foucauld zum «Bruder aller» – eine Saat, die erst lange nach seiner Ermordung, 1916, bei den Beladenen aller Rassen aufgeht ...

Soeben erschienen. In jeder Buchhandlung.

VERLAG HEROLD • WIEN • MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Bösigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 190.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 13.50/7.- Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. - Dänemark: Jährl. Kr. 25.-. Einzahlung an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Halbj. NF. 7.-, jährl. NF. 14.-. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.-. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142/181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 80.-, USA: Jährl. \$ 4.-.

EMERICH CORETH SJ

Metaphysik

Eine methodisch-systematische Grundlegung. 672 Seiten, Leinen Fr. 33.-.

«Univ. Prof. P. Dr. Coreth, Ordinarius in Innsbruck, weist in seinem umfangreichen Standardwerk darauf hin, daß das neue transzendental-metaphysische Denken gewiß schon bedeutende Leistungen vollbrachte, aber seine Aufgabe noch lange nicht erfüllt hat. Diese Aufgabe heißt, die gesamte Metaphysik von Grund auf neu zu durchdenken, das heißt von einem ersten Ansatz her methodisch zu begründen und systematisch zu entwickeln. Dieser Aufgabe hat sich der bekannte Jesuitengelehrte in fleißiger wissenschaftlicher Arbeit unterzogen

(Kathpreß, Wien)

Bei Ihrem Buchhändler

Tyrolia-Verlag Innsbruck-Wien-München